

Adolf Stäbli

Autor(en): **A.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

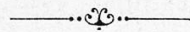
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und daneben doch jene, uns durchaus nicht angeborenen Formen zu beherrschen, welche der diplomatische Verkehr unbedingt erfordert. Nicht jeder, der bei uns eine hervorragende politische Rolle spielt und sich durchaus tüchtig erweist, würde den Posten in Berlin zum Nutzen und der Würde der Schweiz so ausfüllen können, wie es Herr Dr. Roth nachgerühmt werden darf. Weder das diplomatische noch das gesellschaftliche Leben bewegt sich in der Monarchie gleich wie in der Republik: Bern ist nicht Berlin. Und je kleiner ein Land ist, desto wichtiger ist sein diplomatischer Vertreter.



Adolf Stäbli. *)

Im Künstlerhaus zu Zürich, wo bis Mitte Februar 150 Bilder und Zeichnungen, etwa die Hälfte von Adolf Stäblis Lebenswerk, ausgestellt bleiben, ist ein ausdrucksvolles, freilich etwas momentan gefasstes Jugendbildnis dieses bedeutenden schweizerischen Landschafters zu sehen, das von August Weckesser im Jahre 1850, im 8. Lebensjahre Stäblis gemalt wurde. Es zeigt ein lebensvolles, frisches Knabeköpfchen, mit feurigen, beinahe ekstatisch emporgerichteten Augen und rotblonden, flammenartigen Locken, welche scheinbar in Folge einer fliegenden Bewegung des Körpers nach oben zurückgeweht werden: Das ganze kleine Antlitz strahlt und lodert von prophetischer Begeisterung. Da ist einer im Werden begriffen, der sein Leben auf sich selbst abstellen und seine eigenen Wege gehen will, den Höhen der Kunst zu. Diesem Bildnis gegenüber steht eines aus dem Jahre 1893 von Ernst Zimmermann: Noch brennt das „heilige Feuer“ im Herzen dieses Mannes, noch lodern die Flammen vom Haupte empor; aber über das männlich-feste Antlitz hat es sich wie ein Schleier, gewoben aus Enttäuschung und Verbitterung, gelegt. Der Katalog der Stäbli-Ausstellung weist jedoch noch ein anderes photographisches Bildnis aus den späteren Tagen des Künstlers auf, mit stark ausgeprägten, greisenhaften Zügen, tiefen Furchen, Traumaugen, aber zugleich auch mit der natürlichen Ruhe des Menschen, der ein großes Ziel trotz aller Widerwärtigkeiten errungen, sich selbst und eine Welt besiegt hat und sich nun mit den Tatsachen ruhig abfindet.

*) Die beiden Bilder von Stäbli, welche diesem Heft beigelegt sind, verdanken wir dem gütigen Entgegenkommen des Verlegers des „Kunstwart“, Hrn. Georg D. W. Callwey in München, sowie den Erben des Künstlers. Wir empfehlen unsern Abonnenten, die beiden Kunstbeilagen hinter Glas als Zimmerschmuck aufzubewahren. D. Red.

Das erste macht uns den lebensmutigen, halbwüchfigen Burschen begreiflich, der, als geschickter Zeichner vor die Berufswahl gestellt, seiner Verwandtschaft, die ihn auf die Laufbahn eines Dessinateurs lenken will, schlankweg erklärt: „Mei, gstickti Fazzenetli zeichne-n-ich nöd, lieber ganz ich is Wasser!“ Zwischen diesem und dem zweiten Bilde liegt dann ein Leben voll Fleiß, aber auch voller Entbehrung, da weder der Vater noch die Verwandten, die sich seiner liebevoll annahmen, die nötigen Mittel besaßen, um ihm ein geregeltes Studium und eine ungehemmte rasche Entfaltung seiner Kraft zu sichern oder die Wege dazu zu ebnen; ein Leben voll angestrebter künstlerischer Betätigung, die nicht immer seiner freien Wahl entsprang und ihm daher zur Qual wurde; ein Leben, das ganz in der Kunst aufging und deshalb die schönsten, gewinnbringenden Vorteile, die eine wenn auch ungenügende Anerkennung seiner Leistungen ihm hätte in die Hand spielen können, völlig verschmähte, aber auch ein Leben, das den Mann, der es führte, nie vor sich selbst erniedrigte und ihm trotz aller Hungerleidererei gestattete, sich selbst treu zu bleiben, in seinen Werken nicht die Mode des Tages, sondern nur sich selbst zu geben. Es lag nicht in seinem Wesen, nach links und rechts zu hofbuckeln und um persönliche Gunst zu schmeicheln oder zu betteln.

Auf das dritte Bild fallen einige freundliche Lichter: Er erhält auf der Münchener Internationalen Weltausstellung eine Medaille, vom Prinzregenten von Bayern wird ihm der Titel eines Königlich-Professors verliehen; dann wird ihm — ein paar Tage vor seinem Tode — die höchste Auszeichnung, die ihm überhaupt zu teil werden konnte, die große goldene Medaille, und die Stunden auf dem Sterbebett im Krankenhaus erhellt ihm noch die Mitteilung, daß der Ankauf eines seiner Bilder für die königliche Galerie beschlossen sei — nicht zu spät, um ihn zu erfreuen, jedoch zu spät, um ihm zu nützen.

Angeichts von Adolf Stäbels Schicksal möchte man Hebbels Spruch: „Bald fehlt uns der Becher, bald fehlt uns der Wein“ wehmütig ergänzen: lacht endlich dann beides, so fehlt uns der Durst. —

Das äußere Leben Stäbels verlief einfach. 1842 in Winterthur als Sohn des Brugger Bürgers Diethelm Stäbli geboren, der als Zeichenlehrer am Gymnasium wirkte, genoß er den Unterricht an der Volksschule, hernach denjenigen eines malenden Veters, der früher Zuckerbäcker gewesen war und dessen Obhut er durch einen losen Streich glücklicherweise bei Zeiten entzogen wurde. Nun kam er zu einem wirklichen Meister, Rudolf Koller in Zürich, der ihn ohne Rückhalt in die Geheimnisse der Kunst einweihete und unter dessen Leitung Stäbli von vorne anfang und sich daran gewöhnte, die Natur nicht durch die Brille eines andern, nicht

durch Vorlagen, sondern mit den eigenen hell- und tiefblickenden Augen zu betrachten. Galt es doch der Welt, die Schönheit und die Reize der schweizerischen Hügel- und Stromlandschaften zu erschließen, die ihr damals noch völlig unbekannt waren und die doch von Jugend auf die Seele des angehenden Künstlers mehrmals auf längere Zeit gefangen hielten. Bei seinen Verwandten im Prophetenstädtchen Brugg sich aufhaltend, hatte er Gelegenheit, die Naturpoesie der Flußlandschaft in sich aufzunehmen, von der er gemäß der Eigenart seines Wesens die tiefsten Eindrücke empfing und die zeitlebens der Gegenstand seiner großen Liebe blieb. Es ist für ihn überaus bezeichnend, daß er in den 70er Jahren auf einer Reise nach dem schönen Italien vom Heimweh überfallen wird, sich nach den blumigen Wiesen, den großen Bäumen und Wäldern seiner Heimat sehnt, indem er bekennt, er verstehe die italienische Landschaft nicht. Mit den Ufern der Mare, der Neuß und der Timmat aber war er in der innersten Seele vertraut; die Motive, Eindrücke und Stimmungen, die er dort erhielt, wurden nicht nur bestimmend für seine ersten Bilder, sondern auch für seine späteren und seine hervorragendsten. Sein seelisches Dasein wurde gebildet und bereichert durch diese Eindrücke und so blieb er zeitlebens für solche und ähnliche in erster Linie empfänglich. Stäbli betätigte sich in „Heimatkunst“, lange bevor die moderne Kritik das Wort geprägt hatte. Man sehe nur, mit welcher Liebe das kleine Bild „Ryburg“ aus dem Jahre 1861 gemalt, wie innig darin Charakter und Ton der Wirklichkeit abgelaußt, wie breit und tief es angelegt ist und wie warm die Farben gehalten sind.

In anderen Jugendwerken z. B. „Walddinneres mit Mühle“ 1860, verrät er schon mehr den Ton, auf den sein eigenes Wesen zum Teil durch die niederdrückende Macht der Verhältnisse gestimmt worden war, obschon er sich in der Naturauffassung wie in der Technik an den ersten Meister der deutschen Landschaftler, K. Fr. Lessing, anlehnte.

Nachdem er Kollers Schule durchgemacht, ermöglichte ihm ein Auftrag eines Gönners und Freundes, die Galerien in Paris, Dresden und Mailand zu besuchen, wo er Kopien zu malen hatte. In Paris besonders ging ihm ein neues Licht auf: er war fortan bestrebt, die Tiefe der malerischen Wirkung in der Einfachheit zu suchen.

Inzwischen (1866) waren Stäblis Eltern von Winterthur, wo sie um Hab und Gut gekommen, nach ihrem Bürgerort Brugg übergesiedelt, wo beide (1868) im Armenhause starben. Abolf hielt sich um diese Zeit, den Eltern zu liebe, ebenfalls in Brugg auf, wo er eifrig malte und von der aargauischen Regierung einen Auftrag bekam. Das Bild sollte in München gemalt werden, und Stäbli siedelte voll Hoffen und Bangen

dahin über; aber während der Ausführung dieses ersteren größeren Bildes wurde auch das Honorar aufgezehrt, wozu es durchaus nicht etwa eines Verschwenders bedurfte. Nachdem der erste große Schritt in der Kunst getan, wanderte er rüstig, immer an sich arbeitend, immer vereinfachend und vertiefend, unverdrossen weiter, obschon der äußere Erfolg nicht dazu angetan war, ihn zur Arbeit aufzumuntern. Mancher hätte wohl in ähnlicher Notlage seine Heimatbehörden um Unterstützung ersucht. Hierzu hat sich Stäbli nie erniedrigt, so wenig als er je aus seiner Kunst ein Geschäft zu machen verstand; er blieb in diesen Dingen bis zuletzt ein Kind. Oft genug klopfte der Hunger an die Tür seines bescheidenen Ateliers an der Wutterer-Straße, aber seine zähe Natur hielt aus, und sein Geist, aufrecht erhalten durch Beweise treuer Freundschaft, die er gab und nahm, blieb klar bis an das Ende seiner Tage (21. Sept. 1901).

Nun ist es herzerhebend in der Ausstellung zu sehen, wie der Künstler sich entwickelt, wie ein Bild um das andere entsteht und eines das andere übertrifft, Schlag auf Schlag, wie er in allen der Schöpfung mit dem gehobenen Herzen eines Gottsuchers nachgeht, ihr den Stimmungsgehalt mit wuchtiger Hand entreißt, ihn hindurchgehen läßt durch seine eigene Seele, ihn reproduzierend auf einen knappen Raum zusammendrängt und Steigerungen hervorbringt, die, über alle Stufen der inneren Bewegung dahinschreitend, endlich in gigantischem Sturm ausklingen.

Die Mühle im Wald, die lauschige, warm übersonnte Wiese mitten im Hochwald, der düstere Fluß mit dem weltverlassenen Kloster, das heranziehende und das abziehende Gewitter, der Wolkenbruch, die Uberschwemmung, der Sturm in einer mächtigen Baumgruppe — das sind seine einfachen Hauptmotive. Und mit was für einer Liebe und Ausdauer sucht er einem Motive, das ihn einmal durch seine innere Schönheit ergriffen hat, nahezu kommen und es zu erschöpfen. Das Motiv (Landschaft aus dem bayerischen Hochgebirge. Nach dem Regen, Gewitterstimmung, Birken, Landschaft, See), das in Nr. 15 seine vollendete Ausgestaltung erhalten hat, wird in Nr. 18, 21, 29, 49 u. a. ganz neu studiert, in neue Linienführung, Beleuchtung, neues Format gesetzt, um mit ungefähr denselben Tönen, die selten mit einem lebhaften Akzent untermischt werden, einen ähnlichen seelischen Ton hervorbringen, indem zugleich die Baumlinien beständig veredelt werden. Wie ist da alles schlichte, aber groß aufgefaßte Natur! Und wie wunderbar ist alles zusammengestimmt (Nr. 30), so daß überall trotz der großen Düsterteit und Schwermut, Stäblis ausgesprochener Grundstimmung, das beseligende Gefühl der Harmonie uns überkommt. Selten (wie in Nr. 28, ab-

ziehendes Gewitter), läßt er sich auf Kosten der einheitlichen Wirkung zu romantischer Kontrastirung hinreißen. Wie vornehm, breit und groß sind seine „Uberschwemmungen“; mit welcher träumerischer Melancholie wogen die schlammig-trüben Fluten aus weiter Ferne einher, ohne daß irgendwo der Versuch gemacht wird, das Geschehnis durch brutale Akzente ins Grauensvolle zu übertreiben. Ebenso häufig wie Überschwemmungen kommt eine andere Art elementarer Gewalt zur Darstellung, der Wolkenbruch und der Gewittersturm; denn zum Düstern und Gewaltigen fühlt er sich hingezogen, ihm ist er verwandt. Die Trostlosigkeit der durch Sturm und Überschwemmung verwüsteten Landschaft hat niemand so machtvoll wiedergegeben wie Stäbli. Selten lockt es ihn, das goldene Licht des Sommertages, das er in seinen schwermütigen Landschaftsbildern so wirkungsvoll auszusparen weiß, in voller Flut festzuhalten, wie etwa in Nr. 56 (Ammer bei Bolling), wo er mit erstaunlicher Einfachheit, mit wenigen Pinselstrichen eine tiefe Wirkung erzielt. Es scheint, hier habe sich der Maler selbst im Sonnenschein des Glückes wohlgeföhlt. Ebenso bei einfachen Motiven, großen „Baumgruppen“ mit weichen Kronenlinien (Nr. 113, 118) oder auf der Waldwiese (Nr. 124); Birken endlich hat unseres Wissens keiner so lebensvoll, so zart gegliedert zur Darstellung gebracht wie Stäbli; wie sie mit der Landschaft verwachsen und wie fein sie gegen die Luft abgesetzt sind, das muß man sehen. Wie mächtig aber stehen die Bäume vor uns, wenn der Regensturm sie müde gepeitscht hat und das Laub, in nassen Schwaden und Strähnen die Aeste traurig verschleiernd, vor ihnen lasch herniederhängt! — Wer das Lebenswerk Stäblis, so weit es uns in Zürich vorgeführt wird, überschaut, wird erkennen, wie töricht es ist, ihn „nur“ einen Landschaftler zu nennen; mit Staunen wird man wahrnehmen, wie unendlich vielseitig der Maler in der Einseitigkeit sein kann, so vielseitig wie die Natur selbst, sofern er nämlich nicht dem malerisch Pikanten nachgeht, sondern wie Stäbli es getan, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe aufzufassen und das Geschaute in große Formen zusammenzudrängen sucht — das Einfachste und das Schwerste, was es gibt. Die Schweiz hat in Stäbli einen großen Künstler verloren. Mit Genugtuung aber erfüllt es den Besucher der Ausstellung, zu sehen, wie viele seiner Werke den Weg in die Heimat, deren ergreifender malerischer Ausdruck sie geworden und von der sie ausgegangen sind, wieder zurückgefunden haben. Viele sind jüngst hier angekauft worden; möchten die übrigen alle bei uns bleiben! Denn seine Kunst ist wie er selber, groß und tief, schlicht und ohne Falsch! Sein Lebenswerk ergänzt die deutsche Landschaftsmalerei. Von wie vielen darf man das sagen?

Besonders charakteristisch für Stäbli's Kunst ist neben der „Ueberschwemmung“ die „Birkenlandschaft“ (s. Beilagen), indem hier die dem Künstler selbsteigene Ergebung in das Schicksal nach Kampf und Sturm elementarisch zur Darstellung kommt. Die Skizze wird deshalb, abgesehen von der Kraft in der Wiedergabe des Baumcharakters, jeden der Gefühl hat für diese schwermutvolle Naturpoesie, auf die Dauer immer mehr fesseln und ergreifen, so leer und unfertig sie ihm auf den ersten Blick erscheinen mag. Es bedarf allerdings, groß und einfach, wie das Bild geschaut ist, der liebevollen Betrachtung um so mehr, als es von aller Mache und aller Aufdringlichkeit frei ist. A. V.

Frau Dorothea.

Von Ida Hauser, Herisau.

„Die tieftrauernde Hinterlassene“ hatte Frau Dorothea die Todesanzeige ihres Gatten unterzeichnet und sie schien auch wirklich ganz Ausdruck einer schmerzzerzerrissenen Seele zu sein. Wie eine Katze, die ihr Junges verloren, trippelte sie in den ersten Tagen nach seinem Tode ruhelos treppauf, treppab. Trat sie in die Schlafstube, starrte sie nach der leeren Bettstelle, erst, als wollte sie mit ihren Blicken seine hagere Gestalt wieder hineinzaubern, dann scheu und ängstlich, fürchtend, der nächste Augenblick könnte sie durch märchenhafte Erfüllung strafen. Nur in der Nacht legte sich ihr Schmerz, denn sie schlief fest und traumlos. Warum nicht? Sie hatte ein gutes Gewissen, und das ist, wie bekannt, das beste Ruhemittel. Ihres Gatten wegen brauchte sie sich nichts vorzuwerfen, denn so getreu und peinlich hatte gewiß nicht bald eine Frau ihre Pflichten erfüllt, wie sie es getan. Diese und ähnliche Selbstlobsprüche gaben ihr den süßesten Trost ins Herz und sie dachte, auch er werde das alles eingesehen haben und ihren Anwalt machen, wenn sie dereinst vor den göttlichen Richterstuhl gerufen werde, was aber beileibe nicht so bald geschehen möchte. Sie hoffte noch viele Jahre sich eines sorgenlosen, bequemen Lebens zu erfreuen. Wie schön das sein mochte, fühlte sie schon nach kurzer Zeit. Ein unendlich wohliges Behagen erfüllte sie, als sie des Morgens Schälchen um Schälchen ihres duftenden Kaffees schlürfen konnte, ohne von der müden, heisern Stimme des Kranken unliebsam gestört zu werden. An das leere Bett gewöhnte sie sich erstaunlich schnell, selbst vor dem Lehnstuhl empfand sie bald nicht mehr die fromme Scheu, mit der sie ihn betrachtet hatte, weil er darin geruht.